



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Haustiere und das Wirtschaftsleben der Völker

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

freien Wegen nach dem reichen Westen, während hinter Österreich der eigentliche Orient mit seiner Verkehrsarmut und seiner Zurückgebliebenheit anfängt.

Trotzdem haben Deutschland und Österreich viel verwandtes und zusammenführendes in ihrer Lage. Beide sind mitteleuropäische Mächte, beide mit einer Neigung nach Osten, die in ihrem eigentümlichen Ausgreifen nach dem osteuropäischen Tiefland (Ostpreußen, Schlesien, Galizien und Bukowina) räumlichen Ausdruck gewinnt. Mit geschichtlich und ethnisch gleichen Provinzen, Teilen des alten Polens, grenzen sie hier an den gemeinsamen mächtigen Nachbar Rußland. Nicht bloß die seit vielen Jahrhunderten verfolgte östliche Wachstumsrichtung ist ihnen gemein. Sie sind Teile, die sich einst zu einem größern, wenn auch nicht mächtigeren Ganzen ergänzten. Sie standen zum größern Teil im römischen Reich nebeneinander, dann umfaßte sie ein halbes Jahrtausend der deutsche Bund. Darum heißt es auch in dem Allianzvertrag vom 7. Oktober 1879: in Erwägung, daß beide Monarchen ähnlich wie in dem früher bestandnen Bundesverhältnis durch festes Zusammenhalten beider Reiche imstande sein werden, diese Pflicht (für die Sicherheit ihrer Reiche und die Ruhe ihrer Völker unter allen Umständen Sorge zu tragen) leichter und wirksamer zu erfüllen usw.

(Schluß folgt)



## Die Haustiere und das Wirtschaftsleben der Völker



er weit verbreiteten Ansicht, daß die Kulturentwicklung mit dem Jäger- und Fischerleben begonnen habe und über die Stufen der nomadisierenden Viehwirtschaft und des Ackerbaus hinweg zur Industrie fortgeschritten sei, ist schon von ältern Volkswirtschaftslehrern die Tatsache entgegengehalten worden, daß Jägervölker niemals, Nomaden selten sesshaft werden, und daß wir die Ackerbauer, soweit wir auch in der Geschichte zurückgehen mögen, immer als Ackerbauer finden. Die Germanen der Völkerwanderung waren keine Nomaden, sondern nomadisirten nur periodisch auf der Suche nach bessern Wohnsitzen. In einem höchst interessanten Buche über die Haustiere nun, das, wie der Verfasser bescheiden sagt, keineswegs das berühmte Werk von Viktor Hehn über die Kulturpflanzen und Haustiere ersetzen soll, wird jetzt der wissenschaftliche Beweis geführt, daß aus Jägern niemals Hirten werden konnten, der Hirt aber den Ackerbauer voraussetzt: Die Haustiere

und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen. Eine geographische Studie von Eduard Hahn. Mit einer chromolith. Karte: Die Wirtschaftsformen der Erde. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1896.)

Haustiere sind nach Hahns Definition Tiere, die der Mensch in seine Pflege genommen hat, die sich hier regelmäßig fortpflanzen und dabei eine Reihe erworbener Eigenschaften auf ihre Nachkommen übertragen. Der Elefant ist kein Haustier, denn er pflanzt sich in der Gefangenschaft nicht fort, alle gezähmten Elefanten sind eingefangne Wildlinge. Die Biene ist es bis auf Dzierzon nicht gewesen, denn der Mensch that bis dahin weiter nichts, als daß er ihr Obdach gewährte und sich einen Teil ihrer Produkte aneignete; erst jetzt greift er durch eigentümliche Einrichtung ihrer Wohnung in ihren leiblichen Organismus ein. Hahn bespricht nun in den ersten Kapiteln seines Buches die Veränderungen, die mit den Tieren vorzugehen pflegen, nachdem sie Haustiere geworden sind, die Bedingungen und Wirkungen der Kreuzung, das Verwildern, die verschiedenen Benutzungsarten. Hierauf werden 36 Arten von Haustieren in eben so vielen Kapiteln dargestellt, sodann folgende sechs Wirtschaftsformen: Jagd und Fischfang, Hackbau, Plantagenbau, Gartenbau, Viehwirtschaft, Ackerbau; ihre Verbreitung auf der Erde wird durch eine Karte veranschaulicht. Zuletzt werden die Wirtschaftsverhältnisse der verschiedenen Länder und Kulturgebiete der Erde beschrieben. Das Eigentümliche des Buches ist, daß es das Wirtschaftsleben von dem Gesichtspunkte der Haustierzucht betrachtet. Versuchen wir, den Kern dieses Gedankengewebes, das auf Neuheit Anspruch machen kann, herauszuschälen; die Kritik überlassen wir den Zoologen, Geographen, Ethnologen und Mythologen von Fach.

Daß sich wildlebende Tiere in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen — aus Ursachen, über die Hahn Vermutungen anstellt —, hat ursprünglich auch für unsre jetzigen Haustiere gegolten. Es haben sehr lange Zeiträume dazu gehört, die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Fortpflanzung in der Gefangenschaft im Wege stehn; Jäger hätten dazu niemals die Geduld gehabt, auch fehlten bei ihrem unruhigen, herumschweifenden Leben die physischen Bedingungen der Viehzucht. Wenn der Jäger Tiere einfängt, so geschieht es aus dem Grunde, der auch anderwärts wirkt, und der jedenfalls der erste Beweggrund zur Tierhaltung gewesen ist, daß er Gefährten haben will, Wesen, an denen er abwechselnd seine Bärtlichkeit und seine Grausamkeit auslassen kann. Außerdem war in der ersten Zeit, wo die Stammeltern unsrer heutigen Haustiere eingefangen wurden, an andre Nutzung als etwa die ihres Fleisches und ihres Fells nicht zu denken; die Schafe trugen noch keine Wolle, und die Milchtiere gaben zur Not so viel Milch, als zur Ernährung ihrer Jungen nötig war, nicht einen Tropfen mehr; die Wolle, der Milchüberschuß der Milchtiere und der Eierüberschuß unsrer gefiederten Eierlieferanten sind Kunst-erzeugnisse einer Zucht, die Jahrhunderte erfordert hat. Diese Zucht kann

auch nicht das Werk von Nomaden gewesen sein; gerade das Rind, das wichtigste unsrer Haustiere, ist kein Nomadentier; die Hirtenvölker hatten Schafe, Kamele, Esel und Pferde, aber keine Rinder. Das Rind steht in innigster Verbindung mit dem Ackerbau, ist mit dessen Entstehung Haustier geworden, und erst nach ihm sind von denselben Ackerbauern auch die übrigen Haustiere gewonnen worden. Nicht in Ägypten, sondern in Vorderasien, zuerst in der Euphratniederung ist dieser ungeheure Kulturfortschritt gemacht worden, und zwar unter den Antrieben der Religion.

In ganz Vorderasien ward unter verschiedenen Namen, als Mylitta, Astarte, Kybele, große Mutter, der Mond verehrt, dessen Name bekanntlich in allen Sprachen außer der deutschen weiblichen Geschlechts ist. Der Mond war der erste Zeitmesser. Die Sonne mißt nur die Tage; um an ihr die größern Zeitabschnitte messen zu können, dazu sind die Unterschiede ihrer Auf- und Untergangszeiten und Orte im Süden zu unbedeutend für die Beobachtungsfähigkeit von Naturvölkern. Die Mondphasen hingegen folgen rasch auf einander und sind noch dazu an dem Wechsel der Mondgestalt deutlich zu erkennen; ihm also verdankte man die Einteilung der Zeit in Monate, in Wochen, in Jahre. Nun konnte man nicht umhin, auch die Menstruation mit dem Mondwechsel in Verbindung zu bringen, und da das Ausbleiben der Menstruation den Beginn der Schwangerschaft anzeigt, so erschien die Mondgöttin als die Göttin der Fruchtbarkeit, die sie ja bis auf den heutigen Tag geblieben ist, da nach dem Volksaberglauben das Säen, Haarabschneiden und andre dergleichen Verrichtungen bei zunehmendem Monde vorgenommen werden müssen, wenn sie gut ausschlagen sollen. Da die Mondichel einem Kuhgehörn gleicht, so war die Kuh ihr heiliges Tier, und ihre mancherlei Gestalten, von denen So die bekannteste ist, wurden gehörnt vorgestellt. Natürlich mußten ihr nun Kühe geopfert werden, und weil oft ganz plötzlich Opfer notwendig wurden, bei Mondfinsternissen, um — je nachdem man sich die Sache dachte — der von einem Ungeheuer bedrohten Göttin zu Hilfe zu kommen, oder um die sich im Zorn verbergende zu versöhnen, so mußten stets Kühe, daher natürlich auch Stiere, vorrätig und bei der Hand sein. Man legte daher Hürden an, und in dieser zwischen Freiheit und Gefangenschaft mitten inne stehenden Lage haben sich die Tiere nach längerer Zeit der Unfruchtbarkeit zuletzt zur Fortpflanzung bequemt.\*) An den gefangnen Tieren wurden

\*) Wir erhalten nachträglich Kenntnis von einer Abhandlung des Archivrats Beyer in Schwerin über die mecklenburgischen Schwerine. Das wendische Wort Quarin bedeutet Tiergarten; gemeint sind aber nicht Wildparke für Jagdvergnügen der Edeln, sondern heilige Haine, in denen das dem slawischen Kriegsgott Swantewit geheiligte Tier, das Ross, gezüchtet wurde. Diese Pferdezuucht im Freien war auch in Deutschland üblich und blieb in der christlichen Zeit für die profanen Zwecke in Brauch; Stuttgart, Stutengarten, hat seinen Namen von dem Gestüt, das Liutolf, Kaiser Ottos I. Sohn, 949 in den dortigen Wäldungen anlegte.

nach und nach die Eigenschaften bemerkt, die der Mensch für sich nutzbar machen kann, z. B. der Wohlgeschmack ihrer Milch und die Verwendbarkeit der Haare. Nun fing der Mensch an, nicht bloß für die Göttin, sondern auch zum eignen Gebrauch solche Tiere einzufangen. Aber die Göttin, die ihre Wohlthaten nicht anders als unter grausamen Bedingungen spendet, fordert von allen Besitzümern des Menschen immer das beste und ihm liebste Stück als Opfer. Daher mußten stets die milchreichsten Kühe und die am dichtesten behaarten Schafe der Göttin, d. h. in diesem Falle den Priestern, dargebracht werden. So sammelte sich bei diesen ein Bestand von guten Zuchtieren an, woraus sich eine stetige Verbesserung der Rasse ergab. „Es muß ein starkes Machtmittel gewesen sein, das der angeborenen Indolenz und Roheit der Menschen entgegenwirkte [was die eingefangenen Tiere zu Nutztieren umgewandelt hat], ein solches gewährte aber nur der religiöse Zwang.“ Und nicht bloß um die Überwindung der Trägheit und Sorglosigkeit des Naturmenschen handelte es sich, es mußte ja die Erfahrung von dem Nutzen der Umwandlung erst gemacht werden, wenn der Mensch den Gedanken fassen sollte, auf solche Umwandlungen hinzuwirken, solche Erfahrungen wurden nun eben zufällig gemacht an den für den Kult bestimmten Tieren.

Das gilt besonders auch für das Pflugtier, den Ochsen. Der heutige Landwirt zieht den Ochsen dem Stiere vor, weil er sanftmütiger und lenkbarer ist, aber woher konnte man das wissen, daß die Ochsen diesen Vorzug haben, wenn keine vorhanden waren? Es muß also die Kastration der Erkenntnis des Zwecks, zu dem sie jetzt vorgenommen wird, vorhergegangen, sie muß aus irgend einem andern Grunde vorgenommen worden sein. Auch das war ein religiöser Grund. Die große Göttin mußte, wenn sie ihre Gaben gewähren sollte, aufs heftigste bestürmt werden, sie forderte von ihren Verehrern, oder wenigstens von ihren Priestern, deren Inbrunst den Mangel der Laien ersetzen muß, religiöse Exaltation, einen orgiastischen Taumel. Ein solcher ist aber bei Leuten schwer zu erzeugen, die regelmäßig arbeiten und in ordentlicher Ehe leben, daher fordert die Göttin Diener und Dienerinnen, die entweder in wilden Ausschweifungen oder in strenger Enthaltbarkeit leben, und da diese bei Männern nur auf künstlichem Wege erzwungen werden kann, so wird die Kastration religiöser Brauch. Diese Vorstellung wird dann auch auf die heiligen Tiere der Göttin übertragen. Ihr Bild — der Wunsch, dieses von Ort zu Ort bewegen zu können, lehrt zuerst die Kinder als Zugtiere gebrauchen — darf nur von noch unberührten Kühen oder von Ochsen gezogen werden. Dann spannt man dieses heilige Tier an den ebenfalls heiligen Pflug. Auch bei ihm ging der Gebrauch aus religiösen Gründen der Erkenntnis seines wirtschaftlichen Nutzens vorher; welches seine ursprüngliche Bedeutung war, lehrt Hahn S. 93 bis 98. So erfährt der alte Glaube, daß die Götter den Ackerbau gelehrt hätten, eine wissenschaftliche Bestätigung, die seinen eigentlichen

Sinn erklärt, und nahe genug liegt die Erwägung, ob nicht auch heute noch in manchen Fällen religiöse Beweggründe die noch nicht erkannten oder den Massen noch nicht erkennbaren wirtschaftlichen Beweggründe ersetzen müssen.

Gleichzeitig mit der Milchkuh, dem Pfluge und dem Pflugochsen wird das vierte Element der Ackerwirtschaft, das Getreide, auf einem andern Wege gewonnen. Dem Ackerbau ging als Vorstufe die Gewinnung von eßbaren Knollen und Wurzeln und von Gemüsen, durch den Hackbau, wie es Hahn nennt, vorher. Nahrhafte große Knollen zu benutzen, lag ja doch weit näher, als das mühsame Sammeln von winzigen Körnchen. Erst nachdem man lange Zeit hindurch Hackfrüchte und Gemüse angebaut hatte, wurden auch Getreidegräser angeeignet und nebenbei benutzt. Aus dem Hackbau entwickelte sich auf der einen Seite durch die Verbindung mit der Rindviehzucht und durch die vorwaltende Pflege des Getreidebaus die Ackerwirtschaft, auf der andern Seite durch Ausbildung der künstlichen Bewässerung der Gartenbau. Hahn erklärt den Gartenbau für die höhere Kulturform, der unsre Ackerwirtschaft zuzustreben habe. Eine Unterform des Hackbaus ist der Plantagenbau. Nach meiner Definition, schreibt der Verfasser S. 396, „kommt Plantagenbau dadurch zustande, daß europäisches Kapital und europäische Energie die Kräfte einer Anzahl Hackbauer im europäischen Interesse zusammenfassen. Es sind wesentlich Gewürze und Genußmittel, die durch den Plantagenbau gewonnen werden [Hahn vergift die Baumwolle]. Es beweist recht, wie so sehr schmal die wirtschaftliche Basis unsers so viel gerühmten Welthandelssystems ist, daß die verhältnismäßig so kleinen Plantagengebiete eigentlich alles hervorbringen müssen, was dem Welthandel regelmäßig zu gute kommt. [Wenn der Verfasser unter regelmäßig so viel wie normal versteht und den heutigen Austausch von Nahrungsmitteln und Gewerbezeugnissen zwischen den Kulturvölkern für eine Abnormität hält, so stimmen wir ihm einigermaßen bei.] Die ungeheuern Gebiete des Hackbaus produziren mit Ausnahme einiger ohne Anbau gewonnenen Erzeugnisse des Urwaldes nahezu gar nichts für unsern Handel. Diese Rohprodukte werden aber zum Teil in so roher und untergeordneter Weise gewonnen, daß man sie [wen?] nur als Raubbau bezeichnen kann.“ Der Plantagenbau habe durch den Zwang zur Verzinsung des darin angelegten Kapitals nicht allein eine Sklaverei von solcher Grausamkeit erzeugt, wie sie weder das klassische Altertum gekannt habe, noch der heutige Islam kenne, er trage auch noch einen andern unerfreulichen Charakterzug an sich: die Plantage erzeuge bloß Ausfuhrartikel, keine Nahrungsmittel für die Arbeiter; diese müßten also mit eingeführtem Getreide genährt werden, weshalb vor unsern Zeiten der vollkommenen Verkehrstechnik auf den Plantagen oft Hungernöthe ausgebrochen seien. Heute mache sich diese unerfreuliche Seite der Plantagenwirtschaft aufs neue bemerkbar. „Unser stark entwickelter Verkehr und die Fortschritte der Nahrungsmittelindustrie (Konserven u. dgl.) haben es möglich gemacht, die

Bevölkerung der einen[?] Stelle mit Fleisch und Vegetabilien zu ernähren, die ganz anderswo gewachsen sind. Es ist ein trauriger Beweis dafür, wie wenig durchgebildet unser Handelssystem nach der Seite der Sozialökonomie noch ist, daß wir uns nichts dabei denken, wenn europäische Kolonien, die von der Natur reich begünstigt sind, sich vom armen Europa aus ernähren lassen, anstatt selbst zu produzieren. So lebt nach Buchner (»Kamerun«) der Duallamann oft von Stockfisch und europäischem Zwieback. Weshalb soll er auch seine Arme rühren? Europa giebt ihm ja alles so billig, wenn nicht gar auf Kredit. Es giebt europäische Missionen in Ostafrika, die Jahrzehnte in Thätigkeit sind, und deren »Schüler« noch nicht einen Halm und keinen Salatkopf auf einem Missionsfelde für ihre Lehrer erzeugt haben, die ganz von englischen Konserven und den Produkten der Heiden neger leben.“ (S. 400).

Erst aus dem Ackerbau, der die Nutztiere liefert, konnte sich das nomadisirende Hirtentum entwickeln. „Der nomadisirende Hirte stellt eine scharf ausgesprochne, aber keine wirtschaftlich selbständige Kulturstufe dar. Auch die see-männische Bevölkerung, die wir an so vielen Stellen des Erdballs vertreten finden, bildet eine stark ausgesprochne Kulturstufe, für sie aber hat man niemals wirtschaftliche Selbständigkeit in Anspruch genommen, und ebensowenig darf man das für die nomadisirenden Hirten thun. Der Hirte lebt nicht direkt und ausschließlich von dem Ertrage seiner Herden, überall bedarf er zu der Milch und zum Fleisch eines vegetabilischen Zuschusses, den ihm seine Lebensweise nicht sichert; diesen gewinnt er durch feste direkte Beziehungen zu Ackerbauern, oder er muß sie sich durch den Handel verschaffen“ (S. 133). Die „direkten Beziehungen“ bestehen oft darin, daß der Nomade in die ackerbauenden Gegenden plündernd einbricht oder die Bauern dauernd unterjocht. Daher erscheint das Verhältnis beider in der biblischen Erzählung von Kain und Abel, die übrigens die Zusammengehörigkeit beider Formen bezeugt, sonderbarerweise verkehrt. Die Hirten sind meistens nichts weniger als sanftmütig und friedlich; die Mongolen, die Türken, die Magyaren haben mehr „politisches“ Talent als Anlage zu stiller Kulturarbeit entfaltet; diese frei schweifenden Herrenvölker sehen mit Verachtung auf den über den Pflug gebückten Bauer herab; die Araber in Spanien scheinen eine Ausnahme gemacht zu haben. Daß die Tiere des Nomaden ursprünglich weder Milch noch Wolle geliefert haben und erst von ansässigen Hack- oder Pflugbauern zu Nutztieren gezüchtet werden mußten, ist schon bemerkt worden. Nachdem auch das Schaf und die Ziege gewonnen worden waren, konnte die Benutzung von Bergabhängen und Steppen beginnen, die sich weder für den Hackbau noch für den Ackerbau eigneten, und das geschah in der Weise, daß die ansässigen Bauern ihr Vieh unter der Leitung von Hirten auf die entfernten Weiden schickten. Aus diesen nur periodisch nomadisirenden Hirten sind mit der Zeit eigentliche Nomaden geworden.

Es ist merkwürdig, daß Hahn die Gewinnung von Baumfrüchten nur einmal beiläufig erwähnt, denn das ist doch sowohl nach der Darwinischen Hypothese wie nach der biblischen Überlieferung die allererste, die ursprüngliche Wirtschaftsform gewesen. Auch lehrt uns Überlegung, daß der Mensch nur in einer Gegend, wo er das ganze Jahr über leicht zu gewinnende eßbare Früchte fand, entstanden sein kann. Ist der Mensch aus einem Klettertiere entstanden, so sind das Baumfrüchte gewesen. Denken wir ihn uns bald von Anfang an mit richtigen Menschenfüßen versehen, so werden es nicht zu hoch hängende Früchte kraut- und strauchartiger Pflanzen, namentlich die der verschiedenen Musaarten gewesen sein, auf die er zunächst angewiesen war; er wird auch schon diesen Pflanzen eine gewisse Pflege widmen gelernt haben, ehe er die eßbaren Knollen entdeckte.

Hahn beklagt es, daß die Wirtschaftsformen der orientalischen und der afrikanischen Völker, sowie der amerikanischen Kulturvölker, die von den Europäern teils ausgerottet, teils in der Fortbildung ihrer Kultur gehindert worden sind, viel zu wenig beachtet wurden, und daß mit der Vernachlässigung der kulturgeographischen Theorie unverantwortliche praktische Nachlässigkeit Hand in Hand gehe. Insbesondere gelte das von dem Ackerbau mit Bewässerung, auf den in einer Vorlesung hingewiesen zu haben das Verdienst Richthofens sei. „Der Ackerbau mit Bewässerung unterscheidet sich von unserm gewöhnlichen Ackerbau dadurch, daß er das nötige Vegetationswasser für das Getreidefeld nicht vom Regen erwartet, sondern es durch Kunstbauten zuleitet. Unsere Getreidearten weichen darin weit vom ursprünglich chinesischen Reis ab, daß dieser eine Sumpfpflanze ist, unsere Getreidegräser aber xerophil [d. h. Trockenheit liebend] sind, also vermutlich Steppenpflanzen waren. Sie beanspruchen nur für den Beginn der Vegetationsperiode eine durchgreifende Feuchtigkeit und können nachher ziemlich lange Trockenperioden ertragen. Vom Gartenbau unterscheidet sich dieser Ackerbau mit Bewässerung scharf genug, wenn natürlich auch hier Übergänge vorhanden sind. Der Gartenbau, der mit seinem Gemüse einen viel stärkeren Fruchtwechsel treiben kann, erfordert auch eine stete Zufuhr von Wasser. Aber der Gartenbau arbeitet mit viel kleinern Arealen; beim Bewässerungsackerbau handelt es sich immerhin um Felder, wenn auch der technischen Schwierigkeiten halber die Feldstücke unter Umständen nur klein sind. Dieser Ackerbau mit Bewässerung ist nach Richthofen die gegebne Kulturform für Länder mit Schneegebirgen im Rücken, wie in Turkestan, oder mit Wasserzufuhr von höhern Gebirgen, die näher oder ferner sein können. Die Musterländer für diesen Betrieb sind natürlich Ägypten und Babylonien; das letztere jetzt leider ein Beweis dafür, wie ein solches Land nicht aussehen soll. . . . Nach Richthofen ist die höchste Wirtschaftsmethode die, die den Menschen am unabhängigsten von allen äußern Faktoren stellt. Und unsere scheinbar so hoch stehende, wissenschaftlich auch fortgeschrittne Landwirtschaft ist ganz und gar

auf die schwankende Zufuhr des Regens angewiesen! Der gedrückte und geknechtete Ackerbauer Turkestans, der Sarre, sieht einen landwirtschaftlichen Betrieb, der bloß vom Regen abhängt, für so untergeordnet an, daß er höchstens Kirgisen und dergleichen Leuten ansteht [anstehe!]. . . . Durch künstliche Bewässerung würden bei uns gerade die trocknen Jahre die allerfruchtbarsten, die Mißernten blieben dann nur noch durch [?] Regen zu fürchten. Ein Blick auf irgend eine Höhengichtenkarte genügt auch, zu zeigen, daß in Deutschland, Frankreich, England, im Gebiet des Hügels- und Tieflandes noch große Distrikte ohne große Mühe sich bewässern lassen. Man wird mir einwenden, wo sollen denn die ungeheuern Kapitalien herkommen, die dazu nötig sind? Wie, unser vielgerühmtes, so hoch entwickeltes wirtschaftliches System [System?] könnte nicht einmal einer so einfachen Aufgabe genügen? Vor einiger Zeit war allerdings davon die Rede, daß der Staat bei uns die notwendigen Kanäle bauen muß, weil zu einem erschwinglichen Zinsfuß dafür kein Geld zu haben ist. Ist das nicht eine köstliche Illustration unsers Systems? Wir müssen zu dem Umwege der staatlichen Initiative greifen, weil wir so eifrig beschäftigt sind, unsere ersparten Gelder zu hohem Zins in Argentinien und in Griechenland zu verlieren, daß wir kein Geld übrig haben, die Produktionskraft unsers Vaterlandes naturgemäß zu entwickeln. Wie meilenhoch stehen wir doch über den alten Königen Ägyptens und Babylonens! Die bauten [mit den Hilfsmitteln der Technik von vor viertausend Jahren] hohe Dämme und ungeheure Kanäle, die jetzt noch ihren Dienst thun, und hatten in ihrer verstockten Barbarei von Verzinsung, Amortisation und dergleichen nicht die blasse Idee!" (S. 416 bis 419). Hahn glaubt, daß in der Euphratniederung, in Syrien und in den übrigen verwahrlosten Gegenden des Orients die Bedingungen ihrer ehemaligen Fruchtbarkeit auch heute noch vorhanden seien, und daß die Wiederbelebung der alten sorgfältigen Bodenkultur aus ihnen die lohnendsten Kolonialgebiete machen würde.

Aus der Betrachtung jener alten und bei den „Barbaren“ oder „Wilden“ zum Teil heute noch bestehenden Kulturarten zieht der Verfasser den Schluß, daß sich die Landwirtschaft der zivilisierten Völker vielfach in einer falschen Richtung fortentwickle. Er findet es höchst bedenklich, daß „in Kalifornien der Gartenbau, der besonders Früchte [soll wohl heißen Obst] erzeugt, durch den hyperindustriellen Großbetrieb ganz in die Plantagenwirtschaft hineingeraten ist. Statt, wie es naturgemäß sein sollte, vielen tausenden Kleinbesitzern durch Gemüsekultur und Obst eine ausreichende Existenz zu gewähren, werden diese Obstplantagen in Großbetrieb gehalten. Sie beschäftigen daher nur kurze Zeit, während der Ernte, viele tausend Gelegenheitsarbeiter, sie verschulden(?) einen großen Teil der allzustarken Fluktuation der Arbeiterbevölkerung in der Union und nehmen ihr die Gelegenheit zum Selbstwerden. Das Obst aber geht vom Baum in die Darre und Blechdosen, um, Gott weiß wen, nur nicht die

anfässige Bevölkerung zu ernähren.“ Ähnlich geht es ja auch bei uns zu. In der Provinz Sachsen hat man schon einen plantagenmäßig betriebenen Gartenbau für den Export. Im übrigen Deutschland liefern zwar noch vorherrschend kleinere und mittlere Besitzer das Gemüse und das Obst, aber beide Erzeugnisse werden mehr und mehr kapitalistisch verwertet, an Konserven- und an Obstweinfabriken verkauft. Wie ein höherer Gewinn für den Besitzer und ein höherer Zins für seinen Hypothekengläubiger herausgeschlagen werden könne, darüber zerbrechen sich alle Fachleute unaufhörlich die Köpfe, an die bessere Volksernährung denkt kein Mensch, wenigstens kein Mensch von Einfluß. So werden die Weltenbummler in den Tropen mit Konserven und unsre heimischen Reichen mit Wintergemüse versorgt, und die Zahl der Genußmittel wird um einige überflüssige Sorten vermehrt, aber Gemüse und Obst bleiben verhältnismäßig teuer und für den gemeinen Mann Leckerbissen, während sie Nahrungsmittel sein sollten. Es ist das, nebenbei bemerkt, eine der Ursachen, weshalb der Alkoholismus im gemeinen Volk nie ganz verschwinden kann. Denn ein Reizmittel kann nicht entbehrt werden bei einer Kost, deren Einförmigkeit und Geschmacklosigkeit — mitunter schmeckt sie geradezu schlecht — sonst den Appetit vernichten würde. Bildet Obst den Zusatz, so ist damit dem Alkoholismus vorgebaut. Wer von Jugend auf an Obst und Milch gewöhnt ist, dem widersteht der Alkohol, namentlich in der Form von Schnaps. Wo beides fehlt, da wird in Ermanglung von Wein der Schnaps eine Notwendigkeit.

Hahn hebt eine andre Schattenseite der landwirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands hervor, den Rübenbau, womit unsre Landwirtschaft dem tropischen Plantagenbau vorübergehend erfolgreich Konkurrenz gemacht habe, aber der Erfolg werde rasch vorübergehen. „Unsre Rübe wächst nicht in tropischer Üppigkeit, und wenn sie mehr als 12 Prozent Zucker enthält, ist das viel. Zuckerrohr steht dicht wie das Schilf bei uns, es enthält bis 18 Prozent, und die Halme sind acht bis fünfzehn Fuß hoch. Sowie die tropische Arbeiterfrage ihre endgiltige Lösung gefunden haben wird, ist damit das Schicksal unsrer Zuckerindustrie besiegelt, ja sie wäre wahrscheinlich schon vernichtet, wenn nicht gerade der Aufschwung der javanischen Zuckerindustrie durch die Serehkrankheit des Rohrs zunächst eine starke Verzögerung erlitten hätte. Gelingt es, diese Krisis zu überwinden, gelingt es ferner, den Neger der amerikanischen Kolonien [von dem freien Neger der Südstaaten Nordamerikas gilt doch wohl dasselbe] seiner Indolenz zu entreißen — und in Demerara ist, vielen unerwartet, die Frage der schwarzen Arbeit, wie es scheint, gelöst —, so wird unsre Industrie nicht lange widerstehen können. Bedenkt man aber, daß unser Rübenbau einen großen Teil des allerbesten Bodens der eigentlichen Bestimmung, der Ernährung unsers Volkes, entzieht,\* und neben der Vernichtung des bäuerlichen Betriebes

\*) Da die für die Zuckerindustrie verwandte landwirtschaftliche Fläche verhältnismäßig klein ist und die beim Rübenbau angewandte Tiefkultur im Fruchtwechsel auch dem Getreide zu

in einigen ehemaligen Hauptgebieten, z. B. der Magdeburger Böhre, durch die starke Verwendung fluktuirender Arbeitermassen unsre ländliche Lohnarbeiterbevölkerung proletarisirt, so kann man nur dringend wünschen, daß wir diese Industrie so bald und mit so wenig Nachteil wie möglich loswerden. Der einfachste und natürlich gegebene Weg wäre der, unsre Zuckerfabriken allmählich eingehen zu lassen und das freiverdende Kapital in Zuckerplantagen in Niederländisch-Indien zu stecken. Bis dahin geht das vielleicht ebenso wertvolle wissenschaftliche Kapital, das Deutschland den holländischen Kolonien in Gestalt seiner Chemiker, Botaniker und anderer Naturwissenschaftler gewährt, leider dem Vaterland immer noch größtenteils verloren. Natürlich wird man diesem bescheidenen Vorschlage nicht folgen, es wird vielmehr wahrscheinlich ganz anders kommen, nämlich so: um der Konkurrenz des tropischen Zuckers zu begegnen, wird man subtilere und kostspieligere Herstellungsmethoden einschlagen, die natürlich dann auch in Java angenommen werden, bis unsrer Industrie endlich der Atem ausgeht, und der Zusammenbruch dann gleich gründlich erfolgt" (S. 401 bis 402). Da der Verfasser den Gartenbau für die höchste Stufe der Bodennutzung erklärt und dieser, als die intensivste Anbauart nur kleine Flächen fordert, so wünscht er die Vermehrung des kleinen Besitzes auf Kosten des großen. Mit der bessern Besitzverteilung habe sich ein zweckmäßiges System [System?] der Verteilung der Abfälle und Fäkalien zu verbinden, und außerdem sei die Volksernährung, in der die Cerealien immer noch eine viel zu große Rolle spielten, in zweckmäßiger Weise zu reformiren. Diesem Reformplane stimmen wir nur bedingungsweise bei, da das in China bereits verwirklichte Anbauideal des Verfassers denn doch auch seine Schattenseiten hat. Daß die Betriebsform unsrer heutigen großen Güter in technischer Hinsicht nicht die höchste und in sozialer eine sehr tiefe Stufe der Landwirtschaft bildet, darin hat er ja Recht.

Auch die Ziele, die bisher in unsern Kolonien verfolgt worden sind, verwirrt er. Man steuert dort ausschließlich auf Plantagenbau los. Nun mag zwar für die Ausnutzung tropischer Besitzungen der Plantagenbau in einem mäßigen Umfange nicht zu vermeiden sein, aber es wäre nach Ansicht des Verfassers falsch, ihn über große Gebiete ausdehnen zu wollen, weil außer den bereits hervorgehobnen Schattenseiten in Afrika noch eine ganz besondere Schwierigkeit gegen diese Anbauform spricht. Um aus dem Neger einen Plantagenarbeiter zu machen, muß man ihn aus seiner Arbeit herausreißen und zum Sklaven machen. Der freie Neger ist in seiner Heimat nicht zur

---

gute kommt, so wird das, was die Zuckerproduktion den Nahrungsmitteln entzieht, nicht bedeutend sein. Aber die übrigen volkswirtschaftlichen und sozialen Schädigungen, die sie dem Volke zufügt, sind so groß, daß auch wir schon den Wunsch ausgesprochen haben, der Rohrzucker möchte den Rübenzucker wieder verdrängen.

Plantagenarbeit zu bringen, nicht etwa darum, weil er an unüberwindlicher Faulheit litte, sondern weil er wirtschaftlich selbständig ist. Er hat seine eigene, seinen Bedürfnissen und der Natur des Landes durchaus angemessene Bodenkultur, den Hackbau. Er ist keinesfalls auf einer tiefern Stufe zurückgeblieben, sondern sein Landbau hat sich von dem uranfänglichen Hackbau, aus dem im Norden der Ackerbau mit Rindvieh entstanden ist, den klimatischen und Landesverhältnissen gemäß weiter entwickelt, wenn er auch natürlich durch die Anwendung besserer Werkzeuge, wie sie unsre europäische Technik schafft, sehr vervollkommenet werden kann. Diese Kultur müßte man zerstören und den Neger, wie gesagt, einer der frühern nordamerikanischen ähnlichen Sklaverei unterwerfen, wenn man ihn auf Plantagen verwenden wollte, deren Rentabilität, nebenbei bemerkt, durch übergroße Ausdehnung gefährdet werden würde, da der Bedarf der Menschheit an Plantagenerzeugnissen schon heute nahezu gedeckt ist. Bedenkt man dazu, daß die Plantagenarbeiter durch Zufuhr von außen ernährt werden müssen, da sie ihre eignen Lebensmittel nicht erzeugen können, so würde diese Art „Zivilisierung“ des Negers als doppelte Barbarei erscheinen. Statt dessen, meint der Verfasser, solle man den Neger bei seiner nur zu vervollkommnenden Wirtschaftsweise lassen und ihn nur zu einem guten Konsumenten deutscher Industrieerzeugnisse zu machen suchen. „Natürlich ist es dabei nicht mehr als billig, daß der Neger die Segnungen, die ihm eine tüchtige europäische Verwaltung sehr bald bringen wird, seinerseits so bald wie möglich bezahlt.“ Dabei handle es sich keineswegs darum, den Neger „mit aller Macht zu belehren, zu bessern, zu heben; im Gegenteil: ökonomisch versteht der Neger sein eignes Interesse ausgezeichnet; es handelt sich vielmehr hier darum, durch unsre überlegene Kultur die Schäden, die besonders aus seiner allzugroßen Selbständigkeit entspringen, möglichst zu beseitigen, ihn vor den Folgen seiner Fehler, z. B. Raubsucht, Lust an kleinen Kriegen usw. zu bewahren. Auch mit seiner hergebrachten Methode produzierte der Neger in ruhigen Zeiten, wenn ihm die Elemente günstig sind, vollkommen genug für sich, ja noch etwas für den Export. Es darf uns dabei nicht stören, daß die afrikanischen Verhältnisse öfter noch eine Stufe zeigen, die wir vor einiger Zeit überschritten haben, wenn sie auch noch nicht einmal überall in Europa, z. B. in den südslawischen Ländern nicht, überwunden worden ist, daß nämlich die Arbeit stellenweise noch nahezu ganz von Sklaven und Frauen betrieben wird. An manchen Stellen ist dies schon von selbst anders geworden; eine Änderung aber, die gewaltsam vorgenommen würde, würde ohne Zweifel zerfetzend auf den Negercharakter einwirken.“ Hahn will also, wenn wir ihn recht verstehen, daß der Neger, nur unterstützt durch Hilfsmittel, die wir ihm darbieten, seine eigentümliche Kultur weiter pflanze, daß wir ihm allmählich einige unsrer Kulturbedürfnisse angewöhnen und ihn so zu unserm Konsumenten machen. Dagegen ließe sich nun zwar auch noch so

manches einwenden, doch wollten wir die Ansicht des Verfassers über die Art, wie unsere Kolonien möglicherweise nutzbar gemacht werden könnten, unsern Lesern nicht vorenthalten, da das eben die bisher noch ungelöste Hauptfrage unserer Kolonialpolitik ist.

Zum Schluß heben wir aus dem merkwürdigen Buche noch einige Punkte von untergeordneter Bedeutung hervor, die uns besonders aufgefallen sind. Der Verfasser findet gleich den meisten Kennern Spaniens, daß sich alle spanischen Regierungen seit der Vertreibung der Mauren durch ihre Unvernunft in volkswirtschaftlichen Dingen ausgezeichnet haben, und das es die heutige parlamentarische Regierung des Landes nicht besser mache als ihre Vorgängerinnen. In einer Anekdote aus der Zeit Alfonsors werde ein Statthalter erwähnt, der an den Minister über Dünger berichte; seitdem werde das Wort Dünger in einer Korrespondenz zwischen Minister und Statthalter schwerlich noch einmal vorgekommen sein. Statt dem Landbau die nötige Pflege zuzuwenden, begnüge sich der Parlamentarismus damit, im Interesse der besitzenden Klassen den Grundbesitz zu entlasten, die Landarbeiter durch harten Druck zur Verzweiflung zu treiben, die Industrie samt Fabrikeland, namentlich in Barcelona, künstlich zu fördern und so den gemeinen Mann zum Anarchisten zu machen. Es sei kaum zu hoffen, daß sich Spanien auf seine bessere Vergangenheit besinne „und seinen Ruhm nicht länger in den Greueln der Pizarro sehe, sondern in den friedlichen Errungenschaften des fleißigen Gärtners, wie einst zu den Zeiten der Kalifen zu Cordova.“ Dagegen meint er, Südamerika habe den Spaniern und der katholischen Kirche so manches zu verdanken, und die „Befreiung“ sei für den schönen Erdteil kein Glück gewesen; die selbstgewählten Regierungen leisteten weniger als ehemals die spanischen Statthalter. Nun, vielleicht würden Deutsche die Sache besser machen, und wenn nicht im spanischen, so hätte es doch im portugiesischen Teile dazu kommen können. Leider habe Deutschland hier den Anschluß verfehlt; „gerade zu einer Zeit, wo ein kräftiger Zufluß dem deutschen Elemente zur Präponderanz(!) hätte helfen können, schnitt eine gutgemeinte, aber fehlerhafte bürokratische Maßregel die weitere Einwanderung ab.“

Hahn findet es (S. 78 und 493) sonderbar, daß sich die Chinesen trotz der Nachbarschaft der von Nomaden bewohnten Steppen nicht zum Milchgenuß hätten „bekehren“ lassen. Wer hat sie denn bekehren wollen? Die Erklärung der Thatsache, daß die Chinesen keine Milchtrinker sind, scheint doch nahe genug zu liegen. In ihrer niedlichen Gartenwirtschaft ist für großes Vieh, namentlich für Rinder kein Platz und bei vorherrschendem Spatenbau wenig Verwendung, an ausgedehnte Weidewirtschaft natürlich gar nicht zu denken. Da demnach die Milch selten und teuer ist, kann sie kein Volksgetränk sein, und was man nicht gewöhnt ist, mag man meistens nicht, wenn es einem anderswo dargeboten wird. Die geographische Nachbarschaft der

Nomadenvölker aber kann natürlich auf die Lebensweise der Bewohner des innern und des südöstlichen Chinas nicht den geringsten Einfluß üben.

Das indische Buddhaideal soll nach Seite 428 „direkt aus dem griechischen Apollo“ hervorgegangen sein. Kann es aber zwei unähnlichere Wesen geben, als den holden Gott der Musen und den indischen Buddha, mag man darunter den asketischen Mönch verstehen oder den unförmlichen Götzen, der in der Volksreligion daraus geworden ist? Der Abschnitt Seite 431 bis 432 über Palästina ist unklar; man wird nicht klug daraus: soll hier die der biblischen Erzählung entstammende Meinung, daß die Juden ursprünglich Nomaden gewesen seien, bewiesen oder widerlegt werden? In dem Abschnitt über die Maultiere sieht es so aus, als ob heutzutage in Deutschland gar keine mehr vorkämen; aber in den deutschösterreichischen Bergen, die doch wohl geographisch bei Deutschland bleiben werden, werden hie und da für Touristen welche verwendet. Übrigens ist die Anekdote von Kaiser Heinrich II. ungenau wiedergegeben. Es heißt da, er habe sich den geschmacklosen Wit gemacht, „einem Bischof, der kein Latein verstand, in sein Brevier statt *famulis et famulabus mulis et mulabus* schreiben“ zu lassen. Der Bischof war Meinwerk von Paderborn, ein Mann, dem weltliche Geschäfte den Kopf so einnahmen, daß er beim Gebet und Gottesdienst immer sehr zerstreut war und oft Unsinn las und sang. Da ließ Heinrich einmal am Tage vor einer Seelenmesse in den Gebeten des Meßbuchs die Silbe *fa* in den genannten Wörtern wegkragen, und Meinwerk betete richtig für die Maulesel und Mauleselinnen.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn Fachleute in einem Werke, dem eine Litteratur von gewaltigem Umfange zu Grunde liegt, noch viele kleine oder große Schnitzer entdeckten; aber das würde den Wert der Arbeit, der in der Eröffnung ganz neuer Gesichtspunkte für die Betrachtung des Wirtschaftslebens liegt, nur wenig beeinträchtigen.

